

Es musste passieren. Es ist passiert. Ich kotze. Im Strahl wär schön, wie in den Filmen. Aber das ist echt (Beweis: Geruch) und es kleckert. Es kommt kleckerweise. Hoch. Ich denke: Wie gut es wär, jetzt was zu denken. Und halte mir selbst die Haare.

Empathie, klar. Man kennt das ja, wenn die Tür zufällt und der Schlüssel drinnen steckt, im Dunkeln aufs Klo gehen, „Saw I & II“. Wenn man heulen möchte, aber erwachsen ist (Papa: „Bis zur Hochzeit ...“ Mama: „Wird schon.“). Und weiß: Nichts wird, aber danke, dass ihr da seid. Sharing is caring, davor und danach. Aber nicht, wenn es losgeht, nicht dabei und mittendrin. Dann bin ich allein mit dem viel zu viel da draußen. Alton Sterling, Frisurenwitze, Gürtel aus Dynamit. Und jetzt noch die Blumen gießen, wer kann heute noch Blumen gießen? Hol dir doch Hilfe, jeder darf sich Hilfe holen, da ist auch gar nix bei. „The illusion of safety. The safety of illusion“, klaue ich bei Roxane Gay, wie ich es immer tue, wenn ich selbst nichts sagen kann (Mund voll Schokocrossies).

Nur eins ist sicher, der Morgen danach: erstmal kleine Brötchen backen. Oder gar keine. Komplexitätsreduktion auf überschaubare Happen. Übersehbare Happen. Nichts. Gekonnt. Weil so scheiße unendlich dieses Nichts, dass man sich einen Sonntag lang daran abarbeiten kann. Oder ein Leben (Beweis: Facebook). Globale Umwälzungen fangen in der Garage an (Beweis: Ihr wisst schon). Und in meiner Garage, die eine Singlewohnung ist, hebe ich ein Glas Wasser auf meinen stillen Protest gegen die McDonaldisierung der Welt. Die kostet nichts, wenn man nur windowshoppt. Und keine*r muss sich auskotzen, wenn er*sie nichts frisst. Der Gedanke ist ja so frei und die Idee vom Biss in den BigMac sowieso der geilere Biss in den BigMac. Das wissen alle, die Werbung schauen, und alle schauen Werbung. Und wenn sich alle von der Idee ernähren, wäre der Kapitalismus erledigt. Wer bestätigt mir, dass ich schlau bin? Du bist so schlau, du kleines Riot Girl. Fühlt sich gut an, so ein Streik.

„Fly sein.“ Endlich sagt’s mal jemand. Zehn Jahre sub, jetzt auch vom Internet anerkannt (offiziell). Große Freiheit Zwanzig16! Läuft noch besser bei uns, seit sich Entscheidungen von selbst treffen. Kein „oder“ mehr im Zeitalter der Synonyme. Im Fußfesselcontest wählt der Liberalismus direkt seinesgleichen in die Mannschaft: Freiheit sowieso am Start und Sicherheit und Kontrolle (funktioniert auch mit Äpfeln und Birnen). Gewinn programmiert, auch krass Zeit gespart wieder und ab ins Kauf Dich Glückliche (online). Effizient. Noch Luft zum Druckabbau bei Rewe (bis 22.30 Uhr). Kopf leer, Körbchen voll, an der Kasse hab ich nochmal zugegriffen. Der Weg-Riegel hat sich wie immer gelohnt.

Am Ende. Hab ich es kommen sehen, ja. Die Angst war da und sie war groß und sie wurde nicht kleiner. Weil ich sie nicht teilte? Nicht mit euch und nicht in Stücke. Aber ab morgen. Keine Bange. Und diesmal bis zum Schluss. Oder zur Hochzeit oder bis es schon wird. Ich mag ja auch kein Mathe, aber vielleicht ist die Gleichung so einfach. Lasst mal Mut mit Mut addieren und schauen, was rauskommt.

weil die Sonne scheint

Über die Gleichgültigkeit in
einem Gespräch, das
nie stattfand, am Beispiel
von Kafka, der damit
fast gar nichts zu tun hat.

Stephan Weiner

Mein Großvater reibt sich das Kinn, mein Vater starrt ins Leere, ich nippe an einem Klaren und mein Sohn reißt die Platzdeckchen vom Tisch. Ich stelle mir das Ende eines langen Tages vor. Der 90. Geburtstag meines Großvaters. Eigentlich wären mein Sohn (1) und ich (30) schon lange zu Hause. Doch musste ich meinem Großvater und meinem Vater (60) ganz zum Schluss noch sagen, dass es mir schon immer scheißegal war, was sie aus sich gemacht haben, wen sie ihrer

Meinung nach für ihre Entwicklung verantwortlich machen und wer sie insgesamt eigentlich sind. Jetzt herrscht Gesprächsbedarf.

Vielleicht spricht der Schnaps aus mir. Ich meine es nicht persönlich. Ist mir doch darüber hinaus jeder und alles egal, der vor mir was auch immer getan hat. Für eine Erklärung fehlt mir eigentlich die Motivation. Schließlich ist mir auch noch vollkommen egal, ob das irgendjemand versteht. Weil sie aber nun mal mein Großvater und mein Vater sind, starte ich einen Versuch.

Ich beginne mit Kafka. Der war auch Sohn. Und Enkel. Nur kein Vater. Ich beginne mit dem deutlichsten Unterschied zwischen ihm und mir. Abgesehen von Talent und Weltruhm sind das nicht die verschiedenen Lebensläufe, nicht die Unfähigkeit zur zwischenmenschlichen Bindung, und auch nicht der Vegetarismus — nein, es ist die Angst. Kafka fürchtete sich vor den Erfolgen all jener, die vor ihm etwas geleistet hatten. Allen voran: vor seinem Vater. Ich hingegen empfinde absolute Gleichgültigkeit. Zugegeben: Ich weiß um die Existenz der Leistungen vorangegangener Generationen. Weiß, dass sie aus eigener Kraft ein paar Häuser hochgezogen, ein paar Kinder in die Welt gesetzt und irgendwie zu guten Menschen erzogen haben. Weiß, dass sie sich beruflich angestrengt haben, um dorthin zu kommen, wo sie sind. Weiß auch, dass sie sich teilweise sozialpolitisch verdient gemacht haben, der Gesellschaft nützlich waren und ganz fest der Meinung sind, durch ihren Erfolg Schranken geöffnet, Wege bereitet zu haben — nur geht mir das alles einfach am Arsch vorbei.

Das klingt hart. Respektlos. Und stimmt auch nicht ganz. Schließlich verdanke ich meinem Vater, meinem Großvater und all meinen anderen Vorgängern nichts weniger als ein Leben, eine Existenz ohne Sorge um Hunger, Krieg, Not, Karriere, Mietschulden. Wobei genau dies für mich das Problem ist. Ich werde gedrängt, meine Existenz mit dem Blick zurück, voranzutreiben. Werde beinahe genötigt, auf Erfahrungen aufzubauen, die ich nicht gemacht habe. So sollen Fehler vermieden werden, heißt es. Ja. Aber um welche Fehler geht es denn? Die ganz großen, also so was wie NSDAP wählen, AfD unterstützen oder alle meine Ersparnisse einem*r Hedge-Fonds-Manager*in anvertrauen, verbietet ja schon der gesunde Menschenverstand. Es geht doch um die rein subjektiven, um die Fehler, während ich dabei bin, meine Zukunft zu kultivieren. Und es ist doch besser, Fehler zu machen, als irgendeinen vermeintlich optimalen Weg blind zu kopieren. Kafka hatte Angst davor, sage ich und schütte jedem einen Schnaps ein, um die Gemüter ein wenig zu besänftigen. Du aber nicht, fasst mein Großvater zusammen und ext. Nein, sage ich. Keine Angst. Dir sind die bereits gegangenen Wege gleichgültig, sagt mein Vater und tut es seinem Vater gleich, ext den Schnaps. Ja, sage ich. Ist mir egal. Warum?, fragen sie. Warum will ich unbedingt Fehler machen, die vermeidbar wären? Weil es meine Fehler sind, sage ich. Und ich lege Wert darauf, selbst dafür verantwortlich zu sein, wenn ich auf die Schnauze falle.

Außerdem nervt es mich, wenn ich zum tausendsten Mal höre, wie ihr euch aus eigener Kraft hinaufgearbeitet habt und infolgedessen nur eure Meinung als wahr und alternativlos anseht. Ihr regiert die Welt in euren Lehnstühlen. Alles, was anders ist, gilt

als verrückt, nicht normal. Ihr könnt auf jeden schimpfen — außer euch. So klingt es für mich. Denn klar: Ihr tut so, als wollt ihr nur mein Bestes. Glaubt, wenn ich mich unter eure Fittiche begeben — beruflich, sozial, politisch, philosophisch —, ginge es mir besser. Doch wie war es denn, als ihr begonnen habt, euer Ding zu machen? War es nicht auch genauso anders? Und war es nicht genau diese, eure Gleichgültigkeit dem Vorangegangenen gegenüber, die euch den von mir ignorierten Erfolg einbrachte?

Pause.

Mein Großvater sagt, vor ihm war nur Krieg. Und Krieg kann man nicht ignorieren. Er trinkt. Mein Vater sagt, vor ihm war nur Ideologie und die wollte er nicht übernehmen. Das hätten andere versucht und seien gescheitert. Mein Sohn grinst und überreicht mir die Reste einer zerkauten Banane. Ich kann nur nicken und schenke noch einmal nach.

Offenbar trennen uns hier unterschiedliche Voraussetzungen. Wobei mein Großvater und mein Vater nur jeweils zwei Personen zweier Gruppen von Menschen sind und damit nicht besonders repräsentativ. Mein Großvater ist Generation „herrisch, patriarchisch“. Da ging es offenbar um gar keine subjektiven, sondern eben wirklich nur um die großen, die „totalen“ Fehler. Mein Vater „semi-liberal“ und wird nicht müde zu betonen, unter dem Einfluss linksgerichteten Terrors groß geworden zu sein. Er schafft es nicht, seine persönliche Entwicklung von der politischen allgemein zu trennen. Ihm fehlt es an Reflexion. Und mir wurde gesagt, dass ich mich glücklich schätzen könne, so etwas nicht zu erleben; dass sie, mein Großvater, mein Vater und all die anderen ihrer Altersklasse, dafür gesorgt hätten, dass ich so etwas weder durchmachen noch selbst beginnen müsse. Gern geschehen, sagen sie und trinken. Ja, danke, sage ich, aber darum geht es nicht. Sondern darum, dass ihr es einerseits nicht schafft, eure Entwicklung von meiner zu trennen. Und andererseits „Entwicklung“ an sich falsch versteht, vermutlich weil ihr sie nur als von außen gesteuert kennengelernt habt. Das ist der Grund, warum mich dazu entschlossen habe, der Vergangenheit eher schulterzuckend gegenüberzustehen. Was geht mich der ganze Scheiß an? Alles!, sagen beide. — Also im Grunde nichts, gebe ich zurück. Denn wenn ich mein „Menschsein“ formal logisch erklären möchte, ist es ein Muss, alles wegzukürzen, was die Konklusion nur unnötig kompliziert macht. Und euer Missverständnis darüber, was Entwicklung eigentlich bedeutet, ist viel zu kompliziert. Die Logik gibt der einfachen Formel immer den Vorzug gegenüber der komplizierten. Schlichtweg, weil ihre Wirksamkeit so am wahrscheinlichsten ist. Warum sollte das in meinem Fall anders sein?

Kafkas Formel ist übrigens genau so einfach. X = Angst. Wobei X für die Kraft steht, unabhängig und frei sein Ding durchzuziehen. Und „Ding“ kann hier alles sein. Von Walrettung über Eheschließung bis hin zu blaumachen, weil die Sonne scheint. Mein Äquivalent ist X = Gleichgültigkeit. Meine Gleichgültigkeit sorgt für

die nötige Motivation, alles, was bisher da war, auf meine Art zu machen. Dabei will ich vor allem nicht so präventiv nachfolgenden Generationen sagen, wer sie sind — und andererseits keine klare Linie ziehen, sondern alle Optionen offenhalten. Ich bin eben nicht der Millennial oder Praktikant oder das Y, sondern im besten Falle gar nichts von allem. Auch weil mir egal ist, wie mein Vater oder mein Großvater mich definieren würden. Das grenzt mich von ihnen ab. Das lässt mich zu etwas Neuem werden, was keinen Namen braucht, keinen Namen hat, weil es im besten Fall vom Nächsten, etwa meinem Sohn, auch wieder ignoriert und mit Gleichgültigkeit gestraft wird. Ich bin also ihr — in früher. Und ihr seid ich — nur später. Und wie um meine These zu untermauern, kotzt mein Sohn eine Mischung aus Banane und Haferbrei auf den Tisch.

Praktisch ist das aber egal: Denn wenn ich ehrlich bin, fände ich es zwar schade, dass der Mensch, dessen Kotze ich jahrelang wegwischen durfte, mir irgendwann sagt, dass ihm das alles gleichgültig sei, weil er jetzt sein eigenes Ding machen will. Aber ich würde es verstehen. Vielleicht muss er auch irgendwann das Erbrochene seines Sohnes wegwischen. Und vielleicht könnte ich ihm dafür sogar Tipps geben, die richtige Wischtechnik zeigen, wie er das feuchte Tuch halten sollte, damit nichts links und rechts

Ich bin also ihr—in früher.
Und ihr seid ich—nur später.

vorbeifließt. Doch er würde abwinken. Würde meine Vorschläge ignorieren. Und ich könnte sagen: ja, richtig so. Würde ich seine Gleichgültigkeit nämlich nicht akzeptieren, wäre ich auch einer von denen, die kein Verständnis für die Jugend hätten; wäre einer von diesen alten Nörglern, die keinen Platz machen, die mit stoischer Ignoranz die Posten besetzen; in den Unternehmen, den Agenturen, den Redaktionen, das politische, gesellschaftliche Leben definierend, allen ihre ach so weise Meinung über alles, was ihnen folgt, aufdrücken, vorzugsweise in nicht enden wollenden Feuilletonspalten.

Und es würde immer so weitergehen. Es gäbe immer diesen Konflikt. Diese schwelende, spaltende Meinungsverschiedenheit. — Jetzt ist meine Chance, dies zu durchbrechen. Zu sagen, mir ist egal, was ihr Alten gemacht habt, was ihr über mich denkt. Und egal, was die Jungen machen und über mich denken. In diesem Bewusstsein vollziehe ich einen harten Schnitt, beende das friedfertige Schnapstrinken rabiati, stehe auf, packe meinen Sohn und kehre dieser rückständigen Vater-Sohn-Enkel-Konstellation den Rücken. Ab sofort gibt es keinen Schnaps mit Söhnen mehr. Sondern, wenn überhaupt, nur noch Schnaps mit Menschen. Schnaps mit Individuen. Schnaps mit Schnaps.

GIF [gif], Loops für Weltverstehrer. Wenn die Deutung im Hals stecken bleibt. Man aber trotzdem Meinung kotzen will. Meistens mit Katzen.

Hashtag ['hæʃtæg], Vier Striche, ein Gedanke. Menschenverbindend. Wichtig (#aufschrei). Nichtig (#me). Lustig schon auch manchmal (#verafake). Heute aber nicht (#sipo2017).